

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand, Island Rebr., Donnerstag, den 4. April 1918

Rings um die Quellen des Rheins.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Dem modernen Touristenverkehr in der Schweiz sind heute die höchsten Alpengebiete durch die Eisenbahnen erschlossen, das Berner Oberland ist in Schienenfesseln gelegt, und Lokomotiven tanzen bereits zwischen Gletschern und ewigen Schneefeldern umher. Die herrlichsten Gegenden der Schweiz jedoch, jene, welche die vielen Quellströme des jungen Rheins durcharausen, werden heute noch wenig besucht. Wohl hat sich die röhrichtige Bahn von der Hauptstadt Graubündens, dem alten, noch aus der Römerzeit stammenden Chur, südlich einige Meilen rheinwärts bis Ilanz vorgewagt; auf der anderen Seite des Vorder-Rheintales, jenseits der eisumgürteten Wasserfelle zwischen der Nordsee und dem Mittelmeer hat die Gottthardbahn die Schienenverbindung des Nordens mit Italien hergestellt, aber das Graubündner Oberland selbst ist noch von keiner Bahn berührt worden.

Auf Bahnen der Weltgeschichte.

Das, sowie seine vermeintliche Entlegenheit, mögen die Ursachen sein, warum dieses Oberland noch so ursprünglich geblieben ist wie einst, als die Römer auf ihrem Eroberungszuge nach Norden zuerst in das herrliche Tal der Vorder-Rheins gelangten. Sie waren es, welche die wichtigste Zugangsstraße Graubündens von Italien her, den wunderbar schönen Ludmanierpass entdeckten, und dem Volke der Hätier, dessen Nachkommen noch heute die romantischen Gebirgszweige des Oberlandes ziemlich unvermehrt bewohnen, ihre Sprache und Kultur gegeben haben. Jagen die deutschen Könige nach Italien, um sich von den Päpsten die römische Krone aufs Haupt setzen zu lassen, dann wählten sie den Lauf des deutschesten aller Ströme, des Rheins, bis nahe an seine Quellen, um dann ebenfalls den Ludmanier zu überqueren. Den gleichen Weg wählten die bunten Scharen der Kreuzfahrer mit ihren in schimmernde Panzer getriebenen Rittern und wehenden Fahnen, denn hier allein gab es Städte, Klöster, Ansiedlungen, Burgen und Schlösser bis hoch hinauf nahe der Schneegrenze.

Wurde doch schon im Jahre 613, bald nach dem Tode des heiligen Benedikt, am Eingang zum Ludmanierpass die weitberühmte Benediktiner-Abtei am Disentis gegründet, die beinahe anderthalb Jahrtausende der Mittelpunkt der Kultur und des geistigen Lebens von West- und Ostalpen gebildet hat bis auf den heutigen Tag. Die deutschen Kaiser verließen ihre Knechten den Reichsfürstentum und die Gerichtsbarkeit über das ganze Land bis herab nach Chur, und ihre Wägen, in eigenen Burgen hausend, regierten das Volk.

Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Abtei wiederholt geplündert und zerstört, ebenso wie alle Schlösser und feinen Sitze der mächtigen Rittergeschlechter von Graubündens den ganzen Rhein entlang bis an den Bodensee. Aber während diese feinen in Ruinen liegen, kaum daß noch eine alte Turm von der einstigen Macht ihrer Befitzer erzählt, erstand die Benediktiner-Abtei am Disentis mit ihren vier Kirchen und großen Kreuzgewölben immer wieder aus der Asche. Durch sie ist auch das zu ihren Füßen liegende Städtchen Disentis immer der Hauptort des ganzen Oberlandes geblieben.

Am Ort Via Mala.

Wer die Rheinquellen und ihre wunderbare Umgebung besuchen will, tut am besten, Disentis zum Ausgangspunkt seiner Wanderungen zu wählen. Eine Poststraße verbindet es mit dem Endpunkte der rätischen Bahn, mit Ilanz, und führt über Disentis, am Ludmanier vorbei, über einen der schönsten Bergpässe Europas, den Oberalp, nach der Gottthardbahn bei Châtenêve. Schon halbwegs zwischen Chur und Ilanz sieht der Reisende vom Waggonsfenster aus die Stelle, wo die beiden Hauptströme des Rheins sich vereinigen. Auf einem steilen Felsen steht dort ein Schloß und zu seinen Füßen stürzen sich brausend und tosend die schwarzen Wassermassen des Hinter-Rheins, mit ihren hochaufläumenden Wellen den Burgfelsen bespülend, in den grünen, ruhiger fließenden Vorder-Rhein. Mühsam hat er die Schmelzwasser der Gletscher des Rheinwaldhorns am Splügen vorbei zur Via Mala gebracht und zwingt sich dort durch die schauerlichen Tiefen dieser verhängnisvollsten Schlucht Eu-

ropa, eingefaßt von tausend Meter hohen senkrechten Felswänden. Bei Thufis, umgeben von steilen, bewaldeten Bergen, welche die Ruinen alter Burgen tragen, empfängt er einen fast gleich großen Gefährten, die Schn, die ihm reiche Wassermengen von den Gletschern des Engadin zuführt, und nur wenige Meilen weiter fließt er sich in den Vorder-Rhein.

Die Täler des Vorder-Rheins.

Weit schöner und großartiger als die Täler des Hinter-Rheins sind die Täler des Vorder-Rheins. Dritte Seite, 9. März 1918, aber die Gebiete, welche der Vorder-Rhein mit seinen Trabanten durchfließt. Auf der Weitefahrt von Reichenau nach Ilanz sieht der Reisende die bewaldeten Abhänge des Flimser Steins, zwischen denen verborgen die in neuester Zeit so viel besuchten Waldhäuser am Flims liegen. Dort seiner schönen Wälder und seines kleinen lauschigen Sees sind dort große elegante Touristen-Karawanen entstanden mit ähnlichem Leben und Treiben, wie in den Hauptorten des Schweizer Reiseverkehrs. Wer dies nicht liebt, der wird in Ilanz einen der bequemsten vierstündigen Postwagen besteigen und weiter hinauf nach Disentis fahren, das er nach wenigen Stunden erreicht.

Schon aus der Ferne sieht er die mehrstöckige langgestreckte Front der Benediktiner-Abtei mit ihrer zweistöckigen Hauptkirche aus dem weiten grünen Tale hervorleuchten, das, einem Alpenparadies gleich, zwischen dem Schnee- und Gletscherbedeckten Bergen eingebettet liegt. Die weite ebene Talfläche senkt sich leicht gegen Süden, und dort rauscht der Rhein, aus der tiefen Schlucht des Ludmanier seinen wasserreichen Bruder, den Weidacher Rhein, empfangend.

Der Eingang zu diesem entzückenden aller Alpenländer wurde früher durch eine starke Burg, Castelberg, bewacht, deren Befizier gleichen Namens Graubündens eine Reihe seiner bedeutendsten Männer gab. An ihrer Stelle erhebt sich heute das stattliche Grand Hotel Kurhaus, noch umrauscht von den uralten hohen Tannen und Kiefernen des einstigen Schloßparkes, der zum Hotel gehörig, sich weit hinabzieht bis nahe an die Rheinschlucht. Hier verlassen die meisten Reisenden die Postkutsche, um einige Zeit in diesem prächtigen Alpenhotel zu verbringen und von hier aus ihre Ausflüge zu unternehmen. Von den Fenstern des Kurhauses sieht man das ganze herrliche Voralpe, die Wiege des Rheins, umrahmt von einem Kranz von Schneebirgen — nach Norden die Vorberge des Töbi und die wildgeackte Reide der Oberalp, nach Westen der langgestreckte Rücken des Madus, zu dessen Füßen der kleine lauschige Lomafel liegt, gepfeilt von den Wägen, welche die Schmelzwasser der Bodensee zu Tale führen.

Die Rheinquellen.

Dort ist die eigentliche Quelle des Rheins, 2344 Meter über dem Meere gelegen. Von dort sprudelt er munter die mächtigen Talfluren hinab, zwischen weiten Feldern von Alpenrosen hindurch, die dort die Bergwände bedecken, zunächst nach dem Gebiet am Taversch, wo die höchste Ortshöhe des Oberlandes, Tschamut, liegt. Weiter abwärts erreicht er den Hauptort des Tals, Sedrun, das ebenso wie die bescheidenen Dörfchen Seldo und Nueras stets den Lawinen ausgesetzt ist, die hier oft schreckliche Verwüstungen anrichten. So kamen vor gar nicht langer Zeit in Nueras über hundert Menschen und dreimal so viel Stück Vieh durch einen Lawinensturz ums Leben.

Freundlicher und fruchtbarer wird die Gegend erst im Bereich von Disentis, das sich zu Füßen des mächtigen Klosters mit seinem Winkelhoel an molerischen alten Holzstüben und stichtichten Steinhäusern hinzieht. Wohin man blickt, in dem weiten grünen Alpenparadies, ringsum steht man kleine Dörfchen mit dunkelbraunen Holzhäuschen und ebensolchen Scheunen neben jedem, jedes Dörfchen mit seiner weißgestrichenen Kapelle oder Kirche. Kirchen auch sonst auf jedem Felsvorsprung oder selbst mitten in den Wiesen, ohne irgend welchen Zugang. Man muß sich den Weg durch das hohe Gras und die in wunderbarer Farbenpracht leuchtenden Feldblumen bahnen, welche im Sommer den Boden wie mit perfekten Teppichen bedecken. Lange Monate ist das Land unter der hohen weißen Schneefläche begraben, während gewissermaßen als Trost für die armen Bewohner des Oberlandes ein tiefblauer Himmel sich über sie wölbt und das Klima viel angenehmer und trockener ist, als unten in den nördlichen Kantonen der Schweiz. Kommt aber der kurze Sommer, dann folgt

die Natur das Verflümte des reichlicher wieder ein, desto üppiger blüht und grünt es auf den Fluren. Nitzgends auf Erden blüht es einen so reichen Reichtum an Feldblumen geben wie hier, wo weite Felder nichts enthalten als wilde Stiefmütterchen, andere von den Massen von Bergglocken, die eine blaue Färbung erhalten, wieder andere in dem tiefen Rot von Steinellen prangen. Ueberall mehr farbige Blüten als grünes Gras, dazu an den Heden wilde Rosen, hier und dort die bunte Pracht unterbrochen von dunklen Tannenbäumen, während in den Obstgärten ringsum die Dörfchen auch Kirchen, Birnen, Äpfel und andere Obstgattungen gedeihen. Zwischen den saftigen Matten, wo das Vieh sich mit Bergglocken und Nelken mäht, drehen sich auch Roggen-, Gerste- und Weizenfelder aus, und jene von Tschamut sind die höchsten gelegenen Europas. Dazu gibt es Flachs, der von den Weibern während der langen Winter verarbeitet wird, dann den besten Honig weit und breit.

Am Oberland.

Trotz dieser Heppigkeit ist das Leben den Bewohnern des Oberlandes keineswegs leicht gemacht. Abgeschlossen von der Außenwelt, haben sie ihre alten einfachen Sitten und ihre romanische Sprache bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie föhnen herunterziehen in die Städte oder ins Ausland wandern und sich dort mit Leichtigkeit ihr Brot verdienen, aber sie hängen mit seltener Liebe an ihren schönen Heimatlande und begnügen sich mit dem Wenigen, das die Natur während des kurzen Sommers ihnen bietet. Kaum erhalten bei Tagesanbruch, von den vielen über das weite Hochtal verstreuten Kirchlein die Glocken, dann ziehen sie schon mit Hund und Mägel hinauf in die Berge, um den Tag oben nahe der Schneegrenze mit Hunden zu verbringen. Auf jedem grünen Fleck zwischen den dunklen Wäldern oder überall, wo zwischen Steingerölle und Felsen etwas Gras wächst, stehen die für Graubündens so charakteristischen „Mattenhäuser“, lustige Holzschuppen von tiefbrauner Färbung, so weit entfernt, so hoch oben, daß man sie oft mit freiem Auge kaum erkennen kann. Dorthin führt die fleischigen der steile Pfad, dorthin werden auch jeden Morgen die Herden an Schafen und Ziegen hinaufgeführt von Hirten, die jedes Jahr von den Gemeindefrei gewohnt werden. Jedes Stück Vieh hat eine Etode um den Hals gebunden, und der melodische Klang dieser vielen Glocken mischt sich in das Rauschen der Bergbäche, die von jedem Bergab, zahlreiche Wasserfälle bildend, herabstürzen, dem Rhein zu.

Das Leben der Oberland-Bauern vergeht in Arbeit. Noch bevor der Herbst andrückt, muß das Getreide geerntet werden. Zur vollstündigen Reife gelangt es nicht und so werden die Kalme auf halber Höhe abgemäht, zusammengebunden und auf den Tristen zum Trocknen aufgehängt. Diese Tristen sind Geißeln, höher als das Dach der Scheunen und Hütten, neben denen sie im Freien errichtet werden, mit wogerechten Stangen zwischen den aufrechten Balken, eine Eigentümlichkeit des Oberlandes, die sonst nirgends wiederholt.

Das ganze Leben des Oberlandes der Bauern vergeht in Arbeit, und im Kampf mit der Natur, die sich dem fremden Besucher in so herrlicher Pracht zeigt. Wald gilt es, die Waldentrie neu zu bauen, das Haus auszubessern, und es durch starke Steinmauern gegen Lawinenstürze zu sichern, Wildbäue einzudämmen, Holz für den Winter zu schlagen. Zur Freude und Vergnügen ist nur wenig Zeit vorhanden. Die einzigen Freizeitmöglichkeiten sind die religiösen und alle zwei Jahre einmal die Wahl des Weidacher Regent.

Die Oberländer Bauern haben ihre Freiheit und Unabhängigkeit über alles, reiche Herrschaft haben sie nie gebildet und auch heute nicht ein souveränes Volk, das sich seine Regierer wählt. Am ersten Sonntag im Mai versammelt sich die Einwohner aller Dörfchen und Weiler der Umgegend von Disentis, wo auch der bisherige Weidacher Regent oder Kreisshauptmann mit seinen Beamten und dem Kreisweibel erscheint.

Die früheren Volksteden sind leider nicht mehr zu sehen, dafür prangen der Weidacher und der Kreisweibel hoch zu Ross, im schwarzen Hinderhut und dem Abzeichen ihrer Würde, einem langen Mantel von roter Farbe, der beim Weibel noch einen grünen Besatz zeigt. Zunächst begibt sich die Versammlung in feierlichem Zuge nach der Klosterkirche,

voran ein Lanzenträger, der mit seiner Waffe Platz macht, dann Pfeifer, Trommler und Orchestermusik, dazu bunte Fahnen in Menge. Nach der Messe erteilt der Abt in Mitra und mit dem Bischofsstab den Segen. Dann betreten die Stimmberechtigten den großen unmauerten Kreis unterhalb des Klosters. Der Weidacher Regent entblößt sein Haupt, befeigt den Baumstumpf, der die Rednertribüne bildet, und gibt Rechenschaft über seine Verwaltung, während das souveräne Volk bedeckten Hauptes zuhört. Hat er geendet, so übergibt er seinen roten Mantel und damit auch sein Amt in die Hände des Kreisweibels.

Hierauf erfolgt die Wahl des neuen Kreisshauptmanns unter Leitung des alten. Der Gewählte befeigt den Baumstumpf, die Versammlung fällt auf die Knie und hört den Eid des neuen Kreisshauptmanns, seine Pflichten nach Recht und Gerechtigkeit zu befolgen. Die Feierlichkeit schließt mit einem Festmahl und Trinksprächen, und begibt sich der neue Weidacher nach seinem Heimatdörfchen wieder zurück, so geschieht dies abermals unter Begleitung von Lanzenträgern und Musik. Gewöhnlich folgt auch die Junggesellen-Kompagnie, die in den verschiedenen Kreisen des Oberlandes aus den jungen Leuten, von siebzehn Jahren angefangen, gebildet wird und unter dem Befehl eines uniformierten Hauptmannes steht.

Vergnügungen, Gesang und Tanz sind unter der ersten Bündner Volksfesten. Dem Fremden kommen die Oberländer mit größerer Freundlichkeit entgegen als die derben Schweizer, man fühlt sich wohlher unter ihnen und in ihrer erhabenen Gebirgswelt.

Die großartige Weidacher Schlucht.

Geradezu unerhört ist die Menge und Berühmtheit der Ausflüge, die man von Disentis und seinem vortrefflichen Kurhaus auf guten Fußwegen im Rheingebiet unternehmen kann. Die schönste Partie bleibt indessen die nahe Weidacher Schlucht, durch welche der Mittel-Rhein in einer Reihe von schäumenden Wasserfällen und Schneefällen dem Vorder-Rhein zufließt. In wilder Großartigkeit erreicht sie die Wiege des Hinter-Rheins, übertritt diese aber durch die reizvollen Ausblicke auf die umliegende Gebirgswelt. Eine der schönsten Alpenstraßen durchzieht diese Schlucht, mit zahlreichen schwebelnden Brücken und finsternen Tunneln, der weitaus romantischste Teil der Ludmanierstraße, die von Disentis nach Viasa, jenseits der Alpen, an die Gottthardbahn führt. Hat man die Weidacher Schlucht passiert, dann zeigt sich den entzückenden Blick ein zweites Hochtal von ähnlicher Großartigkeit wie jenes am Disentis. Eingeschlossen von den gewaltigen Felspyramiden des Viz Marain und des Scop, leide an 1200 Meter hoch, erheben sich auf die gleiche Höhe die beiden Weidacher Spigen, zwischen denen einer der größten Gletscher des Oberlandes eingebettet liegt. Die Vorberge sind mit üppigen Tannenwald bewachsen, die Talebene sowie die oberen Talfluren aber bilden wieder frischgrüne Matten, auf denen perspektiv sich einzelne kleine Dörfchen zeigen.

Wald wird nach Disentis nicht mehr die Poststraße, sondern das Dampfrohr die Touristen aus aller Welt bringen. Mit der Romantik ist es dann in dem schönen Nachbarlande Tirols freilich ebenso zu Ende, wie in den anderen Graubündner Kurorten Davos, Pontresina, St. Moritz u. s. w., in denen das Leben leider ebenso fashionabel geworden ist, wie in Baden-Baden oder Somburg. Aber die herrlichen Alpen mit ihren glühenden Schnee- und Eiswadern bleiben davon unberührt, bis nicht irgend ein Unternehmer auch auf die Spitze des Madus oberhalb der Quelle eine Eisenbahn baut, gerade so wie sie auf die „Zungfrau“ gebaut worden ist.

Inferno.

Sophie machte in einem Personewagen eine Partie nach dem in der Nähe von Wien gelegenen Hieging. Ihm gegenüber saßen zwei Handlungsbüdiener, welche durch ihr geistloses Gespräch die ganze Gesellschaft langweilten. An dem Orte der Bestimmung angekommen, sagte einer der Commis: „Herr von Saphir, ich habe eine Bitte, schreiben Sie nichts auf uns.“ — „Sie können ganz ruhig sein,“ erwiderte Sophie, „ich schreibe nur auf fertiges Papier.“

Vom Rekruten Kaspar, dem das Lachen nicht abgewöhnt werden konnte.

Von Rusti.

„Was machen wir mit dem Rekruten Kaspar?“ fragte der Feldweibel der Sechsten Kompagnie des Großherzoglich-Mecklenburgischen Grenadier-Regiments No. 89, Bulter, den Hauptmann bei der Parade eines schönen Regentertages des Jahres 1893. „Der Rekruten-Sergeant Schroeder meldet, daß er mit dem Kerl nichts anfangen könne. Der Kerl lacht beständig. Was man ihm auch sagen mag, er grinst über das ganze Gesicht und demoralisiert die ganze Mannschaft, die dann mitlacht.“

„Den Kerl soll der Teufel frakfrieren“, grunzte der Hauptmann von Brocken. „Ich glaube, daß der Kerl nicht ganz richtig im Kopf ist und einen Vogel hat, und ich möchte nicht, daß der Mann allzu hart angefaßt wird. Vor allem verbiete ich jede Mißhandlung. Ist er sonst willig?“

„Er tut, was er kann, und was man ihm sagt“, antwortete der Feldweibel. „Aber er grinst und lacht, als wenn er hier in einer Komödie im Theater läge, oder als wenn er den Hanswurst spiele.“

„Werkwürdig“, jagte der Hauptmann. „Sollen den Kerl mal separieren und allein nehmen. Bieleicht gelingt es doch noch, ihn zu einem Soldaten zu machen. Geben Sie ihm den Einjährigen Vogel als Zustruktur, der soll mal zeigen, was er als Doktor der Philosophie mit dem Kurbanen anfangen kann.“

Am nächsten Tage ging die Geschichte los, und der Grenadier Kaspar stand allem unter dem Kommando des Einjährigen in einer entfernten Ecke des Kasernenhofes. Ein Knick Schlußungen, die die Schulte schätzten, sah hochinteressiert dem Schauspiel zu. Der Einjährige übte langsame Schritte nach Zählen mit dem Rekruten Kaspar. Pflüchtigkeit schloßerte der auf das Kommando „Ganz“ sein linkes Bein vor und hielt das rechte hinten in Balance. Ueber sein Gesicht aber lagte es, wie wenn der Mond im vollen Glanze auf ein solches Liebespaar herabguckte.

„Nicht lachen, Kaspar“, mahnte der Einjährige müde und human. Kaspar lachte stärker.

„Nicht, sind Sie denn total mangelhaft, daß Sie immer lachen!“ Nur dünne Lippen lachten ohne Grund. Und hier ist doch kein Grund zum Lachen, Kaspar. Langsamere Schritte ist doch eine sehr ernste Sache und gibt dem Körper erst die rechte militärische Haltung!“

In diesem Augenblick kam der Sergeant Schroeder hinzu und sagte: „Einjähriger, Sie müssen den Mann nicht zügel, er kennt das nicht vom Lande her. Bieleicht ist das der Grund seines Lachens. Reden Sie ihn mal mit „Er“ an, und wenn Sie es können, sprechen Sie plattdeutsch mit ihm.“

„Zu Befehl, Herr Sergeant!“

Und der Einjährige ging jetzt zu Beweigrissen, dem Ergun und dem Plattdeutschen über. „Gewehr auf!“ stapler auf und lachte. „Achtung, stapler auf das Gewehr!“ Kaspar stand da, den Blick vorwärts, nach rechts und auf seinen Vorgesetzten gerichtet, und lachte ihn an, wie wenn er eben das große Los gewonnen hätte.

„Herr Gott von Straubach, was soll ich mit diesem Kerl machen!“ fragte der Einjährige in Verzweiflung. „Ich weine und der Kerl lacht.“

„Kerl, wenn bei das Lachen nicht bald ein leit, nachstens sag ich ein de Waktionen in!“ Grenadier Kaspar lachte häcker. „Mit dem Plattdeutschen und dem „Er“ war es also auch nichts. Und der Einjährige fuhr im Jörn fort: „Du alle dämliche Zwinegel, du! Wenn du das Lachen nicht halt leitest, denn sind ich die nen Oberlappen ab, Du verdammt Hanswurst du!“

Der Rekrut aber lachte weiter, und der Einjährige war in Verzweiflung. Er sann hin und her und verließ endlich auf ein anderes Mittel, den Lachenteufel auszutreiben. Er versuchte es mit dem mit Recht so beliebten Lauffschritt. Wenn dem Kerl das Wasser die Waden runterriesel, dann wird er das Lachen lassen, philosophierte er und kommandierte: „Gewehr auf die rechte Schulter, in Lauffschritt — march, march!“ Dazu lang er dem

Rekruten zum höheren Genuß auch noch die bekannte Melodie vor: „Von der Wiege bis zur Bahre, Bahre, Bahre, Bahre, sind doch die Soldatenjahre die allerhöchste, schönste Zeit!“ Das Tempo aber nahm er immer schneller. Und Kaspar lief und lachte immer mehr, je schneller der Einjährige lang.

Als dieser vom Singen total erschöpft war, hielt er inne und sah sich seinen Mann an. Der war dem Umfallen nahe, aber er lachte.

„Ninisch, wenn Du mi blot seggen wullst, warum Du immer lachst. Ist dit jo pläßerlich hier für Di?“

„Ne, grinste Kaspar, „ich lach jo of nicht!“

„Wat, Du lachst nicht? Ninisch, wenn de Hauptmann dat nich verboden hatt, id würd Di jekt dat Zell jo dull slagen, dat Du nicht weiten bedst, ob Du 'nen Jung oder 'ne Diern. Nu möien wi Di anerker kriegen!“

Diesmal lachte Kaspar wirklich aus Freude, daß man ihn nicht prügeln durfte.

Der Einjährige aber schritt jetzt zu dem, was er für die Radikalkur hielt und die schon manchen Nimmelm zahm gemacht. Er ging zu Freiwildungen über und kommandierte: „Hüften fest! Berjen hebt! Knie beugt!“

Wie der Mann jetzt in der Kniebeuge saß, jagte der Zustruktur: „So, dor sitt du man, bet du dat aden leest. Ich heuw Tid.“

Es dauerte nicht lange, und dem Manne begannen die Knie zu zittern. Aber er lachte. So mild der Einjährige auch sonst in seinem Gemüte war, er wollte es jetzt aufbiegen oder brechen ankommen lassen.

„Sitt du man, bet du smart wirt!“

Dem Manne standen vor Anstrengung und Qual die Tränen in den Augen, aber er lachte weiter.

Der Einjährige mußte den Kampf jetzt aufgeben, denn bis zur Bewußtlosigkeit durfte er die Sache nicht treiben. Also er meldete gehoramt dem Abteilungsgeranten, daß er nicht im Stande sei, dem Manne das Lachen abzuweiden.

„Der Fall gehört wahrscheinlich vor einen Arzt, vielleicht vor einen Psychiater. Ich empfehle, daß der Mann ins Lazarett zur Beobachtung überwiesen wird. Mit Gewalt ist da nichts zu machen. Der Kerl muß verrückt sein!“

Der Sergeant meldete den Fall weiter an den Feldweibel und der Feldweibel an den Hauptmann. Der letztere übernahm den Mann auch zur Beobachtung ins Lazarett, damit der Staatsarzt oder dessen Assistent dem Manne das Lachen abgewöhnen könnten. Ege die aber viel hätten tun können, kam von seiner königlichen Substanz, dem Großherzog selbst, der Befehl, den Mann zu entlassen und hat sein einen neuen Rekruten einzuziehen. Der Rekrut Kaspar sei unbrauchbar, ließ es in dem Befehl, und er sei nach Hause zu schicken.

Die Unabkömmlichkeit hatte folgenden Grund: Der Rekrut Kaspar hatte den Befehl seiner Mutter erhalten und ihr keine Not angetan, und die reizvolle Baurin war kurz entschlossen, wie es im patriarchalischen Mecklenburg nicht selten ist, direkt zum Großherzog aus Schloß gegangen. Ohne viel Schwierigkeit war sie auch vorgelassen.

„Na, Ninthing, was bringt Sei denn her?“ fragte der Großherzog leutlich.

„Ja, Herr Großherzog, mi hebben en Zwin slacht und de Wun is jo got geraden, dat id Sei man en poor Rettung mitbroch heuw. Na id wunt Se schon bitten, doch miene Johann man lopen to laten, kann Soldaten is hei nich to bringen.“

„Ja, Leine Zin, da geist doch nicht. Dat is doch nu mal voriderit, dat Redverein Soldat werden möt. Seilens, miene eigen Zungs möien of Soldat spelen.“

„Dat glow id wolt, Herr Großherzog“, rief die Frau aus, „de hebben of mi anners lieht, min Johenn heit immer Sebeper lieht, nu wi häien en nich miissen!“

Der Großherzog lachte herzlich und entließ die Frau mit dem Bescheid, daß er sich den Fall überlegen wolle. Dann kam ihm der Bericht über den stets lachenden Rekruten, und er verließ die Entlassung.

Da hat der Rekrut wirklich von Bergen und natürlich gelacht. Sein leuchtendes Lachen war nur ein Verweiden, an dem der arme Zinnelitt. Es hätte ihm schlecht geben können. Aber er hatte müde und humane Vorgesetzte gefunden.